während ein drittes Korps nach Süden ginge, um die Festung von jeder Verbindung abzuschneiden.

Die Lebensmittelfrage für die russische Armee.

Aus Petersburg wird uns geschrieben: Die Schwierigkeiten der Heeresverpflegung treten besonders hinsichtlich der Fleischversorgung schon jetzt hervor. Die Beschickung der großen Viehmärkte Rußlands wird von einer verhältnismäßig kleinen Zahl Großhändler geleitet. Für Petersburg kommen sogar nur zwei Großhändler in Betracht, welche die Zufuhren von Vieh für die Hauptstadt in der Hand haben. In Moskau beherrschen sechs Händler den Markt; in Charkow, Nischni Nowgorod, Kiew usw. ist die Zahl der tonangebenden Großhändler auch nur eine geringe. Unter solchen Umständen können die Großhändler sehr leicht die Beschickung der Märkte beeinflussen; und jetzt, wo die Heeresverwaltung große Mengen Schlachtvieh für die Truppen in Ostasien ankaufen möchte, ist der Auftrieb zu den Märkten plötzlich gering geworden, so daß die beabsichtigten Ankäufe für die Heereszwecke sofort die Preise bedeutend steigern und in den Großstädten Fleischmangel herbeiführen würden. Die Heeresverwaltung hat daher bis jetzt von größeren Ankäufen noch abgesehen und will versuchen, durch besondere Maßnahmen reichlichere Beschickungen der Märkte zu erzwingen. Von vielen Seiten wird jedoch ein solcher Versuch als sehr schwierig bezeichnet; denn die Händler werden voraussichtlich ihre Macht und die Gelegenheit, ein gutes Geschäft zu machen, voll ausnützen, und so wird die Regierung wohl oder übel die von den Händlern diktierten Preise zahlen müssen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. März.

Vom Konsul E. L. Harris in Eibenstock.

Nach amerikanischen Zeitungsberichten hat der amerikanische Konsularagent in Eibenstock (im Königreich Sachsen), E. L. Harris, über die allgemeine Moral in Deutschland in einer Weise geurteilt, die nicht ohne Kritik gelassen werden darf. Herr Harris warnte nämlich in einer Chicagoer Studentenversammlung seine Zuhörer vor einem Besuche Deutschlands deswegen, weil bei uns die Moral so niedrig wäre, daß jeder Besucher Deutschlands von den größten Gefahren umgeben sei; passenden Umgang finde nur derjenige, der Beziehungen zu den besten Kreisen habe, alle andern fielen Kellnerinnen und Kneipenbummlern anheim. Die Absurdität derartiger Behauptungen liegt dermaßen auf der Hand, daß kein Deutscher über die Verdächtigung des Herrn Harris sich aufzuregen braucht. Dafür ist um so weniger Grund vorhanden, als Herr Harris auf das plumpste verraten hat, aus welchen Motiven er zu jener Verdächtigung sich verstieg:

„Die meisten amerikanischen Konsuln in deutschen Städten", so schloß Herr Harris seinen Chicagoer Vortrag, „sind von den deutschen Lebensgewohnheiten so angesteckt worden, daß sie offener Verwahrlosung anheimgefallen sind, denn sie nehmen eben das Leben, wie sie es in deutschen Städten finden."

Die amerikanischen Konsuln in Deutschland mögen sich mit Herrn Harris darüber auseinandersetzen, ob die bekannt gewordenen Fälle von Verwahrlosung ihrer Kollegen zu solchen allgemeinen Schlußfolgerungen berechtigen. Auf deutscher Seite aber wird man sich mit Fug die Frage vorlegen, ob das Verhalten des Herrn Harris mit Stillschweigen hinzunehmen sei. Diplomatischer Charakter kommt bekanntlich den Konsuln als solchen nicht zu (Vergl. Gareis, „Institutionen des Völkerrechtes"); trotzdem ist die Stellung eines Konsuls so beschaffen, daß öffentliche Urteile von seiner Seite über das Land, welches ihm die Erlaubnis zum Funktionieren durch das sogenannte Exequatur erteilt hat, nicht mit beliebigen Privatäußerungen auf eine Stufe gestellt werden können. Mag darum das Verdikt des Herrn Harris über die deutsche Moral noch so sehr der Begründung entbehren: nachdem es öffentlich abgegeben worden ist, muß Herrn Harris bemerkbar gemacht werden, welchen Uebergriffes er sich damit schuldig gemacht hat. Zur Zurücknahme des Exequatur ist der Staat, auf dessen Gebiet ein Konsul fungiert, in jedem Augenblick berechtigt, und zwar aus allen politischen und staatsrechtlichen Gründen, welche die Beendigung der konsulartischen Tätigkeit als wünschenswert oder notwendig erscheinen lassen. Möge die Reichsregierung dem Herrn Harris gegenüber von diesen ihr zustehenden Befugnissen Gebrauch machen!

Die Marine in drei Parlamenten.

In diesen Tagen haben stattgefunden oder sind noch im Gange die Verhandlungen über die Marine-Etats in England, Frankreich und Deutschland. England bewilligt mit überwältigender Mehrheit Mehrforderungen gegen das Vorjahr von 70 Millionen Mark. Der englische Ministerpräsident begründet die Vorlage unter anderem mit dem Hinweise auf die Möglichkeit, daß Großbritannien im Kampfe mit anderen Seemächten verwickelt werden könne, während gewisse (!) dritte Marinen unbeteiligt blieben und dadurch in jedem Fall einen großen Vorsprung gewinnen könnten! In Frankreich fordert das Parlament — nicht zum ersten Male — mehr für die Marine als die Regierung, und in Deutschland? — streicht die Budgetkommission dem Staatssekretär die notwendigsten Offizierstellen — natürlich aus formalen budgetrechtlichen Bedenken. Man sollte umgekehrt dem Staatssekretär dankbar sein, daß er der wichtigen Frage des Offizierersatzes vorsorgend alle Aufmerksamkeit widmet, und auch bedenken, daß der Marineoffizier nicht, wie der des Landheeres, nach Jahresfrist, sondern erst nach gut dreijähriger Ausbildung einigermaßen imstande ist, seinen vielseitigen Dienstobliegenheiten zu genügen.

Die Verdrängung der deutschen Sprache

aus dem Heere dürfte in Ungarn dank der bekannten „harmlosen" Zugeständnisse an die Magyaren bald vollendete Tatsache sein. Wenigstens ist die Einführung der magyarischen Sprache als Regimentssprache so gut wie beschlossen. Wie der „Pester Lloyd" meldet, hat die ungarische Delegation in ihrer Freitagssitzung einstimmig den Antrag angenommen, daß in Zukunft hinsichtlich der Feststellung der Regimentssprache und der Unterrichtssprache der Mannschaft die magyarische Sprache derart zu bevorzugen sei, daß, wenn die Mannschaft neben ihrer Muttersprache auch magyarisch spricht, der Staatssprache der Vorzug einzuräumen ist. Dagegen bemerkt der „Pester Lloyd" nur kurz: „Die Tatsache, daß auch die Armeeleitung sich dem Antrage anschloß, zeigt die Zuvorkommenheit, welcher jeder Terraingewinn unserer nationalen Politik innerhalb der von der Einheit der Armee gestatteten Grenzen bei der Armeeleitung begegnet." Dieses Lob des deutschen Magyarenblattes kennzeichnet am besten den Geist, der das ganze Vorgehen diktiert. Da die Mannschaft neben ihrer Muttersprache meist zum größten Teil das Magyarische wenigstens notdürftig verstehen dürfte, so ist hier das Mittel geschaffen, alle Regimenter binnen kurzem zu ungarischen, d. h. magyarischen zu machen. Es könnte nur noch der feste Wille des Regimentskommandanten im einzelnen Falle einen Riegel vorschieben. Um auch dieses Hindernis dauernd zu beseitigen, hat man ja aber bereits den Gesetzentwurf zur Züchtung ungarischer (sprich magyarischer) Offiziere ausgedacht.

Der Feldzug gegen den französischen Kriegsminister.

Im Pariser „Figaro" wird eine Reihe von Dokumenten veröffentlicht, aus denen erhellen soll, daß Pelletan schwere Versäumnisse hinsichtlich der Wahrung der französischen Streitkräfte zur See sich habe zu Schulden kommen lassen. Als Eideshelfer wird der Kontre-Admiral Ravel angerufen, der dringend notwendige Arbeiten für die Marine verlangt habe, jedoch sechs oder acht Monate hindurch auf einen Bescheid warten mußte. Die Budgetkommission der Deputiertenkammer wird sicherlich nicht ermangeln, diese Enthüllungen für den vom Präsidenten des Ausschusses, Doumer, geplanten Feldzug gegen Pelletan zu verwerten. Pelletan habe sich wohl gehütet, meint der „Figaro", in seinen „Enthüllungen", diese Dokumente jüngst dem Flottenausschusse der Kammer, vor dem er sich rechtfertigte, mitzuteilen. Diese Dokumente haben auf den „Sully" Bezug, der am 2. Januar 1903 der Marine in Toulon abgeliefert wurde und am 10. April die offiziellen Proben hätte bestehen sollen. Diese wurden aber erst am 23. Mai begonnen und am 11. Juli beendigt. Damals wurden Beschädigungen konstatiert, über die, sowie über mehrere andere vorzunehmende Verbesserungen das Marineministerium genaue Kunde erhielt. Wenn rechtzeitig darauf geantwortet worden wäre, so hätte der „Sully" am 1. September seetüchtig sein können, allein die Antwort blieb trotz den brieflichen und telegraphischen Mahnungen der Marinekommission in Toulon bis zum 31. Dezember aus. Der Kontreadmiral Ravel, welcher darüber an den Admiral Bienaimé, Hafenpräfekten von Toulon, berichtet, tritt auch einer Ansicht entgegen, die der Marineminister kürzlich im Flottenausschusse der Kammer äußerte, daß die Proben mit neuen Schiffen in einem Monat erledigt werden könnten, wie dies in England geschehe. In der französischen Marine, schreibt er, halte man vier bis fünf Monate für notwendig. Diese Zeit wäre eingebracht worden, wenn „Paris" die Antwort wegen der Reparaturen nicht um fünf Monate verzögert hätte. Aus den Dokumenten geht hervor, schließt der „Figaro" seine Philippika, daß Pelletan den Vorbereitungen für die Landesverteidigung den empfindlichsten Schaden zufügt. Das sind nicht „schlechte Pressevorlagen", um mit Herrn Pelletan zu sprechen, „sondern offizielle Zeugnisse eines Vizeadmirals und eines Kontreadmirals. Morgen werden wir noch einige weitere Dokumente veröffentlichen. Wir raten daher dem Herrn Marineminister, den „Figaro" vom Freitag, 4. März, zu lesen. Vielleicht erfährt der Unglückliche daraus Dinge, von denen Tissier (seither Kabinettschef) ihm nichts gesagt hat."

Deutsches Reich.

* **Leipzig**, 5. März.

Angeblich gefälschte Zitate. Zwischen den beiden sozialdemokratischen Blättern in Leipzig und Hamburg ist eine scharfe Auseinandersetzung wegen angeblich gefälschter Zitate des preußischen Ministers v. Hammerstein bei der Russendebatte erfolgt. Das „Hamburger Echo" fragt die „Leipziger Volkszeitung", weshalb sie das schon am Montag im Druck veröffentlichte Material nicht sofort an die Genossen weitergegeben, damit diese dem Herrn Minister am Montag damit hätten kommen können? Das wäre jedenfalls weit zweckdienlicher gewesen, als die Sicherung der Ehre der ersten Veröffentlichung an irgend einer anderen Stelle. Gegen diesen Vorwurf verwahrt sich die „Leipziger Volkszeitg." und führt aus, daß sie alles getan habe, um Bebel bereits am Sonntag von dem Inhalt des betreffenden Artikels in Kenntnis zu setzen, und auch Fürsorge traf, daß Bebel Montag nachmittag im Besitz des gesamten Materials war; endlich habe sie sich Bebel für den ganzen Montag telegraphisch und telephonisch zur Verfügung gestellt, sonach alle Anordnungen getroffen, um Bebel rechtzeitig in Kenntnis zu setzen. Wenn von diesem Material im Reichstag kein Gebrauch gemacht worden wäre, so sei das nicht Sache der „Volkszeitung". — Es ist in der Tat auffällig, daß Bebel ein angeblich so wichtiges Material gegen den Minister vollständig ignorierte. Weshalb? Er hat jedenfalls diesem Material nicht getraut. Und mit den angeblich gefälschten Zitaten ist es nichts!

* **Berlin**, 5. März.

* Die **Gültigkeit der Hauptwahl in Eschwege-Schmalkalden** vom 15. Februar ist, wenn die angeblich auf amtliche Auskünfte gestützten Angaben der „Kass. Allg. Ztg." über die Person des sozialdemokratischen Kandidaten Hugo zutreffend sein sollten, ernstlich in Frage gestellt. Schon im Verlaufe der Agitation für die Hauptwahl wurde gegen den sozialdemokratischen Kandidaten von antisemitischer Seite verbreitet, daß seine erkrankten Angehörigen von dem Landarmenverband Unterstützung bezogen und dieser dadurch des aktiven und des passiven Wahlrechts verlustig gegangen sei. Hugo veröffentlichte demgegenüber eine Erklärung, in welcher er aussührte, daß er sein Wahlrecht bei der Landtagswahl wie bei den Stadtverordnetenwahlen in Kassel ausgeübt habe. Er gab zu, eine Armenunterstützung leihweise für seine erkrankte Frau und Tochter in Anspruch genommen zu haben, jedoch nur auf die ausdrückliche Erklärung des Kassenbeamten hin, daß diese Unterstützung nicht als Armenunterstützung im Sinne des Gesetzes aufgefaßt werde. Er sei auch der Aufforderung des Bürgermeisters, die Kosten hierfür ratenweise abzuzahlen, sofort nachgekommen. Die „Kass. Allg. Ztg." hält dieser Erklärung gegenüber ihre Behauptung aufrecht, daß die beiden Angehörigen Hugos auf Kosten des Landarmenverbandes im Landeskrankenhause verpflegt wurden und daß bisher von Hugo noch kein Pfennig für die Verpflegung bezahlt worden sei. Eine teilweise Bestätigung finden diese Angaben in einem im Wahlkreise verbreiteten Telegramm der Kasseler Armendirektion, wonach Frau und Kind Hugos sich für Rechnung des Landarmenverbandes im dortigen Landeskrankenhause befinden. Man wird, ehe man sich ein richtiges Urteil über die Gültigkeit der bei der Hauptwahl abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen bilden kann, abwarten müssen, wie sich diese Widersprüche zwischen der amtlichen Erklärung der Kasseler Armendirektion und der Veröffentlichung Hugos aufklären. Wären die auf Hugo gefallenen Stimmen ungültig gewesen, so würde der freisinnige Kandidat Merten mit dem Antisemiten Raab in die Stichwahl gekommen sein.

* **Die Ergebnisse der internationalen Sanitätskonferenz**, die im Herbst vorigen Jahres in Paris abgehalten wurde, werden demnächst dem Bundesrate und dem Reichstage zugehen. Der wesentliche Erfolg der bezüglichen Verhandlungen besteht, wie wir aus Bundesratskreisen erfahren, in der Feststellung der Möglichkeit, hinsichtlich der Absperrungen beim Ausbruch von Seuchen eine weit größere Milde Platz greifen zu lassen, als bisher geschehen ist. Es hat sich herausgestellt, daß die bis dahin ergriffenen Maßnahmen in mancher Beziehung viel zu rigoros waren.

* **Tierärztliche Wünsche.** In einer Audienz, die der Geh. Medizinalrat Professor Dr. Esser als Vorsitzender des Ausschusses der Zentralvertretung der tierärztlichen Vereine Preußens beim Kriegsminister hatte, sprach er dem Minister für die Anbahnung der großen Fortschritte im Militärveterinärwesen seinen Dank aus und trug ihm unter anderem folgende Wünsche vor:

„Aufhebung der Unterstellung der Remonteveterinäre unter die Abteilungschefs, Wiederherstellung der Zugehörigkeit der aktiven Militärveterinäre zu den tierärztlichen Vereinen, gewisse Erleichterungen hinsichtlich der Einberufung zu Uebungen sowie Herlegung des einjährig-freiwilligen Dienstjahres in zwei zeitlich trennbare Hälften."

Der Kriegsminister nahm den Vortrag sehr wohlwollend auf. Der Ausschuß der tierärztlichen Vereine wird dem Kriegsminister noch eine schriftliche Zusammenstellung der vorgetragenen Wünsche überreichen.

— Dem Reichstage ging ein Gesetzentwurf, betreffend die Krankenfürsorge für Seeleute, zu.

— Gegen die Soldatenmißhandlungen. Der Abgeordnete Dr. Ablaß (freis. Vp.) hat im Reichstage zum Militäretat den Antrag eingebracht, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, darauf Bedacht zu nehmen, im Wege der Gesetzgebung und Verwaltung durchgreifender als bisher den unter Mißbrauch der dienstlichen Gewalt stattfindenden Soldatenmißhandlungen entgegenzuwirken, wie sie trotz aller dagegen bisher ergriffenen Maßnahmen in großem Umfange wieder mehrfach durch Verhandlungen der Militärgerichte festgestellt worden sind und geeignet erscheinen, ebenso weite Kreise des Volkes zu beunruhigen, wie dem guten Rufe der deutschen Armee Eintrag zu tun. — Preise für Remonten. Der Abg. Rogalla v. Bieberstein beantragt zum Militäretat, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen: derselbe wolle erwägen, ob sich nicht im Interesse der Aufrechterhaltung der äußerst in Frage gestellten Zucht von geeigneten Remontehengsten eine Erhöhung der Remonte-Ankaufspreise empfiehlt.

— Das Direktorium des Zentralverbandes deutscher Industrieller hatte, wie s. Zt. mitgeteilt wurde, am 18. Januar beschlossen, eine Zahlstelle der Arbeitgeberverbände zu errichten, um sie zur Bekämpfung unberechtigter Bestrebungen der Arbeiter miteinander in Verbindung zu bringen. Im Zusammenhang mit den auf Grund der gleichartigen Beschlüsse einer Industrieller-Versammlung vom 17. Januar in der Angelegenheit der Gründung eines deutschen Arbeitgeberverbandes weitergeführten Verhandlungen ist, nunmehr der Ausschuß des Zentralverbandes deutscher Industrieller zum 17. März nach Berlin einberufen worden.

— Diplomatische Personalien. Wie nach der „N. A. Z." verlautet, ist der bisherige erste Sekretär bei der Botschaft in Konstantinopel, Legationsrat Freiherr v. Wangenheim, zum Gesandten in Mexiko und der bisherige kaiserliche Konsul in Prag, Freiherr v. Seckendorff, zum Gesandten in Bogotá (Kolumbien) ernannt worden.

* In **Hannover** erwartet man die Anwesenheit des Kaisers am Donnerstag, 10. d. M., zum Reiterfeste. Mit der Herrichtung der Hofloge in der Festhalle ist man bereits beschäftigt.

* **Hannover**, 4. März. Im Befinden des Generalfeldmarschalls Graf Waldersee soll, Wolffs Bureau zufolge, eine geringe Besserung eingetreten sein. Die Nahrungsaufnahme habe etwas zugenommen, doch sei der Zustand sehr ernst. Die Professoren Dr. Orth-Berlin und Eppstein-Göttingen sind in Hannover eingetroffen. Nach Meldungen des „B. L.-A." hat sich der Zustand Waldersees dagegen nicht gebessert. Der Kranke nehme nur flüssige Nahrung zu sich und leide an erheblicher Kräfteabnahme. Der Kaiser ließ sich gestern einen ausführlichen Bericht über das Befinden des Kranken erstatten.

* **Aus der Ostmark.** Die Gültigkeit der Ehe des Abg. Korfanty will bekanntlich Kardinal Kopp anfechten. Demgegenüber ist es von Interesse, festzustellen, wie sich denn die katholische Geistlichkeit der Diözese Posen zu der Wahl dieses Mannes gestellt hat. Es ist noch erinnerlich, daß vor der Wahl Korfantys zum Landtagsabgeordneten für Schrimm-Schroda-Wreschen gegen dessen Kandidatur von geistlicher Seite in der polnischen Presse Widerspruch erhoben wurde. Wie verhielten sich aber bei der Wahl Korfantys am 10. d. Mts. in Schroda die der polnischen Geistlichkeit angehörigen Wahlmänner (es waren dies etwa ein Dutzend)? Keiner von ihnen fehlte und alle wählten sie Korfanty; unter ihnen befanden sich ein Dekan, ein Pfarrer an einer unter dem Patronat des erzbischöflichen Stuhles stehenden Kirche, sowie ein Geistlicher aus dem Schrimmer Kreise, der vorher als einer der heftigsten Gegner der Kandidatur Korfanty öffentlich aufgetreten war! Dieser Fall bestätigt aufs neue — da man doch nicht annehmen kann, daß den geistlichen Wählern Korfantys dessen Stellung gegenüber der Kirche und dem Fürstbischof von Breslau unbekannt gewesen ist und daß die Grundlehren der katholischen Kirche hier andere sein sollen als in Breslau — nur die oft gemachte Erfahrung: daß der polnische Klerus die Politik allemal der Religion voranstellt!

* **Jena**, 4. März. Eine Kundgebung der Jenenser Studentenschaft hat folgenden Wortlaut:

„Die im Deutschen Haus versammelte Studentenschaft erhebt einmütig Protest gegen die an hiesiger Universität bestehende katholische farbentragende Verbindung „Sugambria" und zwar deshalb, weil die Jenenser Studentenschaft es für ein folgenschweres, dem Wesen der deutschen Studentenschaft widersprechendes Unterfangen und für ein das deutsch-nationale Empfinden

---

Puterrot vor Aufregung streckte ihnen Erna die Hände hin, welche die werbenden Jünglinge schnell ergriffen, und ihnen fest in die Augen schauend, fragte sie feierlich: „Können Sie schweigen?"

„Wie das Grab!", beteuerten beide dumpf.

„Und werden mich mit keiner Silbe verraten?"

„Mit keiner Silbe!"

„Nun, dann will ich es Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen. Ich habe mich vor einer halben Stunde heimlich — verlobt!"

Wie von einer Natter gestochen, ließen die beiden ihre Hände los und starrten sie völlig entgeistert an.

Dinko fand zuerst die Sprache wieder.

Dann müssen wir freilich blutenden Herzens entsagen", sagte er tonlos, „ob wir Ihnen aber gratulieren dürfen, ist eine andere Frage, denn das Glück, das Sie an unserer Seite erwartet hätte, wird Ihnen wohl schwerlich ein anderer bieten können."

„Er liebt mich aber ebenso heiß, wie Sie", stotterte Erna errötend.

„Das ist nicht möglich", wandte Dinko wehmütig ein und Mirko bat flehend:

„Machen Sie sich nicht unglücklich, Fräulein Erna, nehmen Sie lieber uns, wir werden Sie auf den Händen durchs Leben tragen, wir werden ihren Weg mit Rosen pflastern . . ."

„Bestreuen", verbesserte ihn der Bruder.

„Aber, meine Herren, es ist nun doch einmal zu spät", klagte Erna, „vor einer halben Stunde hätte ich mir die Sache noch überlegen können, aber jetzt . . ."

Die beiden verunglückten Werber schauten ganz niedergeschlagen drein.

„Zu spät — zu spät!" murmelten sie düster, dann raffte sich Dinko zu der schicksalsschweren Frage auf, wer denn eigentlich ihr bevorzugter Rivale sei?

Erna zögerte mit der Antwort; es war ihr, als ob sie damit den Geliebten seinen Henkern ausliefere, dann aber sagte sie sich, daß er Mann genug sei, sich seiner Haut zu wehren, daß es von ihr sogar ein Verbrechen wäre, an seinem Mut zu zweifeln, und mit dem Stolze der antiken Römerin, die ihrem Mann lächelnden Antlitzes das Schwert in die Hände drückte, um ihn den Feinden entgegenziehen zu lassen, nannte sie Vladojs Namen.

„Was, Vladoj?" rief Dinko voller Empörung, „das geben wir nimmermehr zu! Jedem anderen würden wir den Platz freiwillig, wenn auch schweren Herzens, geräumt haben, ihm aber nie!"

„Nie!" bekräftigte auch Mirko.

„Ja, warum denn nicht?" fragte Erna ganz verschüchtert.

„Weil er Sie sitzen lassen wird, wie er schon so viele sitzen gelassen hat."

Erna wurde es ganz wirbelig im Kopfe.

„Er hat schon andere sitzen lassen?" — stammelte sie im jähen Schreck; dann sich aber Vladojs heißer Schwüre und seiner feurigen Glut erinnernd, wurde sie wieder etwas zuversichtlicher, und ironisch setzte sie hinzu — „das diktiert Ihnen nur Ihre Eifersucht — Vladoj hat gewiß noch keiner vor mir Liebe geschworen, geschweige denn sie sitzen lassen."

„Doch, er hat es getan" — bekräftigte Mirko. — „Mit anderen kann er indes machen, was er will, das kümmert uns nichts, aber die Dame, die wir lieben, die darf er nicht sitzen lassen!"

„Nein, das darf er nicht, und das werden wir ihm auch sofort sagen" — entschied Dinko und nach einem Blick des Einverständnisses mit dem Bruder machten sie Kehrt, um ihren Vorsatz möglichst schnell zur Ausführung zu bringen.

Erna fingen die Knie an zu zittern, denn nun mußte es ja entschieden zum Duell kommen — ein anderer Ausgang war gar nicht denkbar! Bisher hatte sie mit solch einer Möglichkeit nur aus der Entfernung kokettiert, nun es aber wirklicher, wahrhaftiger Ernst werden sollte, wurde ihr doch furchtbar ängstlich zu Mute. Sie sah nichts als Blut vor den Augen, und um das Schreckliche so lange als irgend möglich hinauszuschieben, rief sie die Davonstürmenden flehenden Tones zurück.

Diese aber hörten sie nicht oder taten doch wenigstens so und rannten unaufhaltsam weiter.

„Hülfe, Hülfe!" — schrie nun Erna im höchsten Diskant, und als die mutbeseelten Jünglinge daraufhin doch zurückkehrten, stürzte sie sich ihnen, um ja nicht ihre Herzensangst zu verraten, todesmatt in die Arme und heuchelte eine veritable Ohnmacht.

Ihr gellender Aufschrei hatte aber unglücklicherweise auch den Herrn Pfarrer, der noch auf ihren Papa wartete, herbeigelockt.

„I der Donner, Sie sind ja eine recht nette Fliege" — fuhr er polternd dazwischen.

Im Nu hatte sich Erna von ihrer Ohnmacht erholt, und tief beleidigt, protestierte sie:

„Ich bin keine Fliege, das verbitte ich mir!"

Er nahm sie bei der Hand, damit sie ihm nicht, wie vorhin, ausrücke, hielt sie einen Schritt von sich ab und musterte sie schmunzelnd von oben bis unten.

„Und so ein Guckindiewelt verbittet sich etwas!" — spottete er kopfschüttelnd — „na warte, mein Kleinchen, wir wollen erst . . . . ."

„Fräulein Erna ist weder ein Guckindiewelt, noch ein Kleinchen, sondern eine Dame" — nahm sich Dinko ihrer ritterlich an.

„Du, mein Junge, hältst den Schnabel" — wies ihn der Pfarrer groß zurecht, und dann wieder seine Aufmerksamkeit Erna zuwendend, die sich vergebens von ihm zu befreien suchte, sagte er, seine Lachlust nur schwer bemeisternd — „na, die Frau Mama, die so sehr für ihr Hühnchen zittert, sollte nur wissen, wie es von selbst aus einem Arm in den anderen flattert — das würde ihr sicherlich eine riesige Freude machen!"

Erna hätte ihm vor Wut die Augen auskratzen können. „Ich weiß allein, was ich zu tun und zu lassen habe!" — trotzte sie und warf ihm einen Blick zu — einen Blick, der ihn, wenn er nur einen Funken Taktgefühl besaß, tödlich treffen mußte.

Dieser Halbwilde, dieser Barbar, ließ sie aber nicht nur nicht los, sondern umspannte ihr Handgelenk noch fester und mit eisiger Stimme sagte er:

„Nun, dann wollen wir doch gleich zur Mama gehen und sie fragen, ob sie derselben Meinung ist?"

Etwas ganzer Trotz schrumpfte plötzlich in ein Nichts zusammen, und obgleich sie die Blicke der ritterlichen Jünglinge auf sich gerichtet fühlte und wußte, daß nun ihr ganzes Prestige in die Brüche ging, so kroch sie doch zu Kreuze und bat flehentlich:

„Nicht zur Mama — lieber Herr Pfarrer, nicht zur Mama!"

„I, warum denn nicht?" — spottete dieser — „sie wird sich gewiß freuen, gleich drei Schwiegersöhne zu bekommen. Mehr Glück kann einer Mutter doch nicht widerfahren" — dann, nachdem er sie eine Zeitlang hatte zappeln lassen und glaubte, annehmen zu dürfen, daß sie der ausgestandene Schreck für eine Weile kuriert habe, lenkte er ein, gab ihr noch eine gute Lehre mit auf den Weg und ließ dann sie nach der einen und die Zwillinge nach der anderen Seite laufen.

Schmunzelnd sah er ihnen nach.

„Oh, ihr glücklichen Kinder" — dachte er seufzend — „wer doch nie mehr Kummer und Sorgen hätte als ihr!" Dann wandte er sich wieder den Wirtschaftsgebäuden zu, wo im selben Augenblick Herr von Höchstfeld mit Erich vorfuhr.

Als ihn der Major erblickte, umdüsterte sich seine Stirn ganz bedenklich, und laut genug, daß es bis zu dem Herannahenden dringen konnte, sagte er zu Erich: „Ich möchte wissen, was der hier zu suchen hat!"

Der Pfarrer zuckte zusammen, aber getreu seinem Vorsatz, jedem neu auftauchenden Zwiespalt durch äußerste Ruhe und Gleichmütigkeit von vornherein den Stachel zu nehmen, tat er, als ob er nichts gehört hätte und ging ihnen entgegen.

Herr von Höchstfeld konnte ihn schließlich nicht mehr ignorieren, wenn er es nicht zum offenen Bruch treiben wollte, und mit zurückhaltender Höflichkeit sagte er:

„Guten Tag, Herr Pfarrer, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

„Ich komme in Kirchenangelegenheiten" — erwiderte ihm dieser mit gleicher Zurückhaltung — „Sie wissen doch, daß Sie Patronatsherr sind."

„Nein, das wußte ich nicht" — gestand der Major, und maliziös setzte er hinzu — „wenn Sie nicht etwas brauchten, würde ich es wohl auch nicht so bald erfahren haben."

Dem Pfarrer schwebte eine scharfe Entgegnung auf der Lippe, und es fiel ihm um so schwerer, mit dieser hinter dem Berge zu halten, da er gerade nicht gewohnt war, seine Worte auf die Wagschale zu legen. Vollkommen still sein konnte er dazu aber doch nicht, und etwas weniger gelassen, als er eigentlich wollte, entgegnete er: „Daran sind Sie nur selbst schuld."

„Ich? Wieso ich?" — fragte der Major sofort.

„Weil Sie seit Ihrem Hiersein auch unserem lieben Herrgott einmal einen Besuch hätten abstatten können; bei dieser Gelegenheit würde Ihnen der Küster schon die Patronatsplätze angewiesen haben."

„Hm — werde das bald nachholen" — brummte Herr von Höchstfeld ärgerlich und war nicht wenig erbost, daß der Schlag wieder auf ihn zurückgeprallt war.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.